

Panik unter dürstenden Tieren

38000 Rinder rennen in den Tod — Ein Erlebnisbericht von Viktor Sendmayer

Nichts ist ruheloser als eine Rinderherde. Als ich auf die Stanhopefarm im Westen der Northern-Territories in Australien kam, befanden sich auf endlosem Raum mehr als 40.000 Tiere, die wegen der herrschenden Dürre ununterbrochen wanderten. Solange es keine Gefahr für die Tiere gab, ließen wir sie umherstreifen, erst als sich die ersten Dingo-Bastarde zeigten, mußten wir Tag und Nacht im Sattel sein, um die Herde vor Angriffen zu schützen. Denn diese Bastarde töten jedes Tier, das sich auch nur hundert Schritt von der Herde entfernt.

In Feuer und Rauch

Eines Tages kam ein heftiger Sandsturm vom Norden und verschüttete vier Wasserlöcher, und die Herde, die bisher beisammengeblieben war, begann sich zu zerstreuen. Das war weiter nicht schlimm gewesen, aber um diese Zeit mußten wir die heranwachsenden Jungtiere brennen — jedes Tier einer Herde muß seinen Brandstempel bekommen — und ihr Eingehen machte große Schwierigkeiten. Es ist keine Kleinigkeit, bei einer Höchsttemperatur junge und halb verwilderte Rinder zu jagen und zehn Kilometer weit zu treiben. Denn während wir die Jungtiere abtrieben, brachen die Muttertiere aus, um ihre Jungen zu suchen — und die Jagd nahm kein Ende. Die halbwildern Tiere kummern sich weder um ihre Herde, noch um ihre Farm, im Augenblick, in dem das Wasser knapp wird, breitet sich die Herde aus und jedes Tier sucht sich auf eigene Faust Wasser und Futter.

Einen Monat später war es uns klar geworden, daß irgendwas geschiefen müsse, um die Herde vor dem Untergang zu retten. Statt der 34 Wasserlöcher, die wir gewöhnlich hatten, gab es nur mehr vier, und diese führten brackisches Wasser. Es blieb nichts übrig, als die Herde noch im Laufe der nächsten vierundzwanzig Stunden zusammenzubringen und abzutreiben, sonst war sie verloren. 34 Cowboys rasten auf ihren Pferden fächerförmig auseinander, um die Herde in Gang zu bringen. Ich ritt mit zwei Begleitern bis zum Wasserloch 18, das sich in der äußersten Nordwestecke befand. Dort lagen ziemlich ermattet ungefähr zwanzigtausend Tiere. Wir begannen auf die Tiere einzuhäufen, aber sie rührten sich kaum, inständig wollten sie sich vom Wasserloch nicht entfernen. Schließlich mußten wir unsere Pistolen abfeuern, um die Tiere zu erschrecken, und langsam, viel zu langsam, setzten sich mehr als zwanzigtausend Tiere nach Osten zu in Bewegung. Ununterbrochen brachen einzelne Tiere aus, die schwächeren verdrängten, um zu bleiben oder sich nieder zu legen, und es blieb uns schließlich nichts übrig, als das dürre Gras anzuzünden und das Feuer zu Hilfe zu nehmen. Dieses allerdings letzte Mittel half, der Tiere bemächtigte sich eine Panik und in tollem Lauf ging es ostwärts.

Zur gleichen Zeit war es einem anderen Trupp gelungen, eine Masse von rund 10.000 Stück, die zwischen den ausgetrockneten Wasserlöchern 7 und 9 lagerte, in Bewegung zu setzen, während von Südwesten her der Hauptteil der Herde, rund 28.000 Stück, in rasendem Lauf ostwärts zog. Ueberall hatte man, um die Herde in Bewegung zu setzen, das Gras anzuzünden müssen, so lag hinter uns ein riesiger Gürtel von Feuer und Rauch, der sich zum Glück nur langsam ostwärts bewegte und vor diesem Feuer rannten nahezu 40.000 Tiere.

Katastrophe am Wasserloch

Die Hitze war mörderisch. Der aufgewirbelte Staub stielte mir so dicht, daß alle Lebewesen in ihm versanken. Nach ungefähr zwanzig Kilometern war es uns aber klar, daß wir nur einen Bruchteil der Tiere retten würden. Im Mitternacht mußten wir den todmüden Tieren eine Ruhepause gönnen, und um diese Zeit begann eigentlich schon die Katastrophe. Denn die Tiere, vom langen Lauf in der Hitze und im Staub ermattet, suchten instinktiv Wasser und Staub um sich zu zerstreuen. Wir waren aber nicht in der Lage, sie daran zu hindern, denn unsere Pferde trugen uns kaum mehr und wir selbst

waren am Ende unserer Kräfte angelangt. Und nun kam das schwerste Stück Arbeit: die abgehetzten Tiere neuerlich in Gang zu bringen. Es mußte aber sein, denn in einem Umkreis von vierzig Kilometern gab es nicht einen Tropfen Wasser.

Schließlich gelang es uns doch, den Großteil der Tiere in Bewegung zu setzen. Auf unseren vollkommen erschöpften Pferden ritten wir gegen die Herden, schossen und schrien, endlich — die Sonne stand schon ziemlich hoch — setzten sich ungefähr 30.000 Tiere, auf weitem Raum zerstreut, langsam ostwärts in Bewegung. Nach zwei Stunden witterten die vor Durst nahezu verrückten Tiere Wasser und, ihrem Instinkt folgend, rannten die zwanzig- bis dreißigtausend Rinder in wildem Lauf auf Wasserlöcher zu, deren Inhalt kaum für hundert Tiere ausreichte. Rings um diese feuchten Löcher entstand ein panisches Getöse.

Gold, das tötet

Schmuggler-Drama im fernen Australien

Ralgoorlie und Boulder. . . Zwei Städtenamen, die in Australien eine bedeutende Rolle spielen. Sie begrenzen die sogenannte „Goldene Meile“, den Landstrich an der Westküste, in dem man Gold gefunden hat. So lange es dort Gold und Reichtum gab, hat es auch den Schmuggel gegeben. Vor einiger Zeit ging einmal das Gerücht um, daß in diesen Gruben jährlich für eine Million Pfund Gold gestohlen würde, und die Londoner City wollte, als sich die Nachricht als wahr erwies. Eine Spezialpolizei wurde organisiert, um das „G.B.“ auszurotten, das „Illicit Gold-Buying“, den unerlaubten Goldhandel. Sechs Großhändler haben die Polizeileute allein im vergangenen Jahr zur Strecke gebracht, und schon kommt die Nachricht von einem neuen großen Fall. Pietro Ferrari, ist es diesmal, der gefasst wurde, durch Goldschmuggel ein reicher Mann zu werden. Er war schon lange in Verdacht. Doch man konnte ihm nichts nachweisen. Alle Rebe umging er schlau. Da hing er sich fest selber.

Eines der charakteristischen Zeichen der „Goldenen Meile“ zwischen den Orten Ralgoorlie und Boulder ist das Vorhandensein von vielen verlassenen Schächten, die vor dem Kriege schon ausgebeutet wurden und nun verfallen sind. Eines Sonntags nun kam ein Mann mit dem Fahrrad an diesen Ruinen vorbei und war sehr erstaunt, plötzlich Hilferufe zu hören. Der Mann hielt und ging näher an die Stelle heran. Der Vorgang kam ihm nicht ganz unbekannt vor. Die Rufe waren vernehmlich. Aber plötzlich kam über der Leiter eines Schachtes ein menschlicher Kopf zum Vorschein. Ein blutüberströmtes Gesicht starrte zwischen den Leiterstufen hervor. Der Radfahrer schwang sich auf sein Rad und raste davon. Bei den nächsten Häusern erzählte er, was er gesehen hatte. Da es gerade Sonntag war, waren die meisten „Miner“ zu Hause, und sofort begab sich eine ganze Karawane von Neugierigen an die fragliche Stelle bei dem leeren Schacht. Unmittelbar vor der Leiter lag ein Mann in bewußtlosem Zustand. Man erkannte in ihm Pietro Ferrari. Hilfreiche Hände hobten ihm etwas Whisky ein. Da kam er wieder zu sich. Der andere in noch unten — tot. . . Das war alles, was Ferrari sagen konnte. Er wurde wieder bewußtlos, und man brachte ihn in das Krankenhaus von Ralgoorlie.

Es waren rätselhafte Worte, die keiner verstand. Ein Miner war bereit, in den Schacht herunterzusteigen. Ein gefährliches Unternehmen! Die vielen Leitern, die in die schwarze Tiefe führten, sahen morisch und brüchig aus. Der Miner kletterte vorsichtig von einer Leiter zur anderen. Diese Art von Gruben ist nicht sehr

brünge. Im Ru waren die Löcher eingeebnet, zertrampelt, und da noch immer von allen Seiten Tiere heranströmten und sich blindlings auf die anderen stürzten, wurden viele zu Tode getreten. Das Schlimmste aber war, daß dadurch der Fluß der Tiere ins Stoden geraten war und daß keine Nacht der Welt imstande gewesen wäre, die das farge Wasser witternden Tiere weiterzutreiben. Durch diese Wasserlöcher verloren wir zehn Stunden, und da es jetzt nur eine Rettung gab, ununterbrochen ostwärts zu ziehen, entschlossen wir uns, den Marsch auch in der Nacht fortzusetzen.

Wir ritten durch die Dunkelheit, ohne uns um die Tiere kümmern zu können. Ununterbrochen stolpterten die Pferde über niedergebogene Rinder. Am nächsten Tage zählten wir die Tiere ab. Von den 40.000 Rindern, die von unseren Weidgründen den Marsch ostwärts angetreten hatten, erreichten nur 2000 das rettende Wasser. Der Rest, 38.000 Stück, lag in der grenzenlosen Wildnis. War in dem Todesrennen verdrückt. Im selben Jahre kamen allein in den Northern-Territories mehr als zwei Millionen Tiere um. Mit solchen Zwischenfällen muß man aber in Australien stets rechnen.

stiel, und nach etwa 20—30 Meter war der Mann auf der Kugel angekommen. Ein Gang zweigte seitlich ab. Auf allen Bieren troch der Miner vorwärts, und nach einer Weile kam er an eine kleine Ausbuchtung, eine Art Höhle. Der Miner leuchtete den Boden ab, und entdeckte in einer Ecke die Leiche eines Mannes. Dann leuchtete er um sich und betrachtete den ganzen Raum. Ein Teil der Höhle war als komplette Werkstatt eingerichtet! Alles war da, was man zur Goldschmelzung brauchte. Ein Ofen, mehrere Tiegel, Rangen, Kohlen und mehrere Säcke mit Rohmaterial.

Der Miner, der die Entdeckung machte, pfiff vielsagend durch die Zähne. Das war ja eine richtige Schmugglerhöhle, die sich Ferrari eingerichtet hatte! Hier hatte er das Erz schmelzen wollen, um es dann an einen Fehler zu verkaufen. Aber irgend etwas mußte dazwischen gekommen sein. Ja, irgend etwas. . . Alles hatte Ferrari bis in die kleinste Einzelheit überlegt,

Gefährliches Abenteuer in den Wolken

Einer der namhaftesten amerikanischen Verkehrs-piloten, Bob Hunt, hat dieser Tage ein sehr aufregendes Abenteuer zu bestehen gehabt, das zwar einen glücklichen Ausgang nahm, leicht aber auch mit einer Katastrophe enden konnte. Er wurde mitten in den Wolken von einem Passagier überfallen, verlor die Gewalt über die Maschine, brachte sie schließlich doch wieder in die richtige Fluglage und mußte noch auf Tod und Leben mit seinem Angreifer ringen, bevor er ihn der Polizei übergeben konnte.

„Ich befand mich“, so schilderte Bob Hunt der Polizei sein Erlebnis, „auf dem planmäßigen Flug von Houston, Texas, nach Dallas. An Bord hatte ich nur einen Passagier, der unmittelbar hinter mir saß. Schon vor Beginn des Fluges machte er auf mich einen sehr nervösen Eindruck. Ich führte keine Nervosität aber auf die Angst vor dem Flug zurück und dachte nicht weiter darüber nach. Das Weiter war gut, der Start gelang vollkommen einwandfrei. Aber kaum hatte ich die Maschine in die Wolken gehiebert, als das Theater — anders kann ich den Zwischenfall nicht bezeichnen — auch schon begann. Ich fühlte plötzlich einen leichten Stoß im Rücken, wandte mich um und sah, wie mein

und nur eines hatte er überleben. Er hatte nicht für Abzug des Rohmaterials gesorgt, das sich bei dem Feuer entwickelte. Diese Unachtsamkeit war den Schmugglern zum Verhängnis geworden. Ferraris Komplize erstickte. Und Ferraris selber? Wie hatte er sich retten können?

Die Fragen beantwortete Ferrari im Krankenhaus der Polizei selber. Er gestand alles. Er erzählte, wie er bereits Jahre hindurch die Grubenverwaltung betrogen hatte. Bis vor kurzem hatte er seinen Schmelzofen und das ganze Werkzeug in seiner Wohnung gehabt, aber hier war es ihm zu unsicher geworden. Sein Komplize, ein Engländer namens Fred Wengan, kam mit der Idee, einen alten Schacht als Versteck zu benutzen. Freitag nach Felerabend legten die beiden Schmuggler heimlich in den verlassenen Schacht. Da am Samstag nicht gearbeitet wird, hatten sie genug Zeit vor sich. An Stricken ließen sie nacheinander den Schmelzofen, das Werkzeug und Material hinunter, und dann machten sie sich an die Arbeit. Als Beleuchtung diente ihnen eine Kerze.

Es muß ein unheimliches Bild gewesen sein, wie die beiden Diebe in ihrem unterirdischen Schacht um den Schmelztiegel saßen, zischendes Metall ausfüllten und neues Material einlegten. Dabei waren sie so sehr in Eifer, daß sie gar nicht bemerkten, wie sich mehr und mehr giftiges Kohlenoxydgas in dem Schacht verbreitete. Ferrari wurde plötzlich schwindlig, er sank zusammen und fiel dabei mit dem Kopf auf einen mit Erz gefüllten Sack. Das war Ferraris Glück. Sonst wäre er niemals wieder aus seiner Betäubung erwacht, wie sein Komplize Wengan, der mit dem Kopf auf dem Boden lag und die tödlichen Gase, die über dem Boden schwebten, sehr viel stärker einatmete. Nach einer Weile kam Ferrari wieder zu sich. Er sah, daß das Feuer im Ofen erloschen war. Sein Komplize rührte sich nicht mehr.

Ferrari wollte ein Streichholz anzünden, aber dazu war er zu schwach. Meter um Meter kroch er aus dem Gistkehl heraus. Mit fast übermenschlicher Kraft zog er sich dann an den Leitern hoch. Es waren mehr als zehn Leitern, und jede hatte ein Dutzend Sprossen. So kam er dann wieder zum Vorschein, als gerade der Radfahrer vorbeifuhr. Es war Sonntag, und 36 Stunden waren vergangen, seit Ferrari in den Schacht gestiegen war.

Ferrari wunderte sich, daß die Polizei sich damit begnigte, sein Geständnis zu Protokoll zu nehmen und ihn nicht für verhaftet erklärte. Aber diese Nachsicht hat ihren Grund. Die Ärzte des Krankenhauses haben ihr Gutachten über den Gesundheitszustand Ferraris abgegeben. Er wird die Schreckensstunden unten im Schacht nicht lange überleben. 20.

Karl-May-Roman aus dem Leben

Am Oktober 1837 sind in einer Reisepost Zeitung die Erinnerungen eines gewissen John Tenner erschienen. Sie bildeten ein menschliches Dokument von außerordentlicher Bedeutung und waren der erste Indianer-Roman, der vom Leben selbst geschrieben war und unter unzähligen Indianer-Romanen als Vorbild diente.

Von Rothhäuten verschleppt

John Tenner ist als Sohn eines englischen Geistlichen wohl im 1766 herum geboren worden. Er selber kannte das Datum seiner Geburt nicht genau. Tenners Vater war einer der Pioniere des neuerschlossenen Landes. Er führte das Leben eines Trappers und hauste in einer Hockhütte in Cincinnati, heute eine der bedeutendsten Industriestädte der Vereinigten Staaten, damals aber noch eine erbärmliche Siedlung.

Als der zehnjährige Sohn eines Tages in der Nähe des elterlichen Blockhauses spielte, wurde er von Indianern geraubt und weggeschleppt. Tagelang dauerte die Fahrt im Kanu über den Miami-Fluß. Dann ging es durch den Urwald, bis endlich nach den gewöhnlichen Strapazen das Dorf der Rothhäute erreicht wurde. Die Indianer hatten die Bewohner des Dorfes den Amerikanern totesgeschlagen. Aber dann erschien der Häuptling des Stammes und gebot Ruhe. Schließlich erklärte sich einer der Indianer sogar bereit, das kleine Blechgeschloß an Kindeshand anzunehmen.

Für ein Faß Feuerwasser und drei Pfund Tabak

Das Leben des Adoptivindianers war schwer und freudlos. Das Kind mußte Hausarbeiten verrichten, die seine Kräfte bei weitem überstiegen. Jeden Morgen bekam John von seinen Pflegeeltern undarmberstige Schläge, und auch jeden Abend wurde er mit einem Prügel auf seine kühne Bosheit geschleudert. So vergingen diese

Jahre, bis sich das Schicksal des Gefangenen änderte. Inzwischen war der alte Häuptling des Stammes gestorben, und die Frau des neuen Häuptlings ließ John von seinen Adoptiveltern aus — für ein Faß Feuerwasser und drei Pfund Tabak!!!

Die neue Mutter war freundlich und zärtlich zu dem Jungen, der allmählich zu einem schlanken Jüngling heranwachsen war. Eines Tages gab sie ihm eine Kutsche, füllte das Horn mit Pulver und beauftragte ihrem Pflege Sohn, in den Wald zu gehen und einen Bären zu erjagen. Als John Tenner mit einem gewaltigen Bären als Beute zurückkehrte, wurde er wie ein Held gefeiert und durfte nunmehr an allen großen Feiern teilnehmen. Er war als Indianer anerkannt.

Die List galt als beste Waffe

Bald fühlte sich der Weiße selbst ganz als Indianer. Seine englische Mutterzunge hatte er vergessen, und nicht einmal seinen Namen kannte er mehr. Auch seine Haut war so braun geworden, daß ihn jeder Weiße für einen Indianer gehalten hätte. John nahm an den Raubzügen teil und überfiel zusammen mit seinen roten Brüdern die Trappershütten, um mit Beute reich zu werden, ins heimliche Dorf zurückzukehren.

Den Krieg betrachtete die Indianer damals noch als Sport. Kriege zwischen den einzelnen Stämmen pflegten wegen nichtiger Ursachen auszubrechen. Schon ein Wortwechsel bei einem gemeinsamen Fest konnte eine Kriegserklärung zur Folge haben. Im übrigen führten die Rothhäute ihre Kriege mit Vorliebe einzeln durch. Oft saß bei diesen Kämpfen als die beste Waffe. Die Krieger der feindlichen Stämme lauerten einander wie einem Stück Wild auf, und ein Schuß aus dem Hinterhalt war dann die Erwünschteste

langer Mühen. Auch John Tenner hat an unzähligen Kriegszügen solcher Art teilgenommen.

Eine Erinnerung taucht auf

An dreißig Jahre hatte John Tenner nun schon unter den Rothhäuten gelebt und war sogar mit einer Indianerin verheiratet. Eines Tages kam dann der „Häute“ — so wurde er von seinen Stammesgenossen genannt — in eine weiße Siedlung, um dort Hesse anzubieten.

Plötzlich kam es wie eine Eingebung über ihn! Sollte er nicht in fernen Tagen an diesem Waldweg gespielt? Warum kam ihm die Gegend so bekannt vor? Wie ein aus tiefstem Schlaf Erwachender taumelte John bald darauf seinem alten Vater entgegen! Es war eine rührende Szene des Wiedersehens. Der nach einem Menschenalter zurückgekehrte Sohn war von dem Vater erkannt worden, und dieser hat ihn nun lebendiglich in den Schoß der Zivilisation zurückzuführen.

Schiffe aus dem Hinterhalt

Schweren Herzens entschloß sich John Tenner, das Indianerdorf zu verlassen und zu den Weißen zurückzukehren. Tenners Weib weigerte sich, ihm zu folgen, und seine Kinder nannten ihn so gar einen Verräter. Nur mit Mühe und Not gelang es dem roten Bleichgesicht, die Indianer zu überreden, ihn in Frieden ziehen zu lassen. Unterwegs wurde er dann doch von Mördern, die seine Squaw gedungen hatte, überfallen. Schiffe trachten aus dem Hinterhalt. Schwerverletzt und halb verhungert langte John Tenner in der nächsten Stadt an.

Wegen des feigen Überfalles sollte die Ankunftszeit zu dem Dorf gehäutet werden. John Tenner hat jedoch selbst um Gnade für seine langjährige indianische Gefährtin. Im übrigen hat sich John, das ehemalige rote Bleichgesicht, in seinen neuen Umgebungen bald so eingelebt, daß er seine Memoiren schrieb und für eine erhebliche Summe Dollars an die Zeitungen verkaufte.

Flugzeug mit mir finsternem Gesicht einen Revolver in den Rücken drückte. Automatisch hob ich beide Arme hoch. Es blieb mir ja nichts anderes übrig, als bei diesem so unerwarteten Angriff keinerlei Widerstand zu leisten. Gleich darauf füllte sich die Maschine Kopf und trübte ab. Wir wurden wie toll herumgewirbelt. Ich überlegte mir, daß ich auf diese Weise meinen Angreifer am schnellsten zur Besinnung bringen könnte. Zu einem Abstoß wollte er es doch sicher nicht kommen lassen. Wenn ihm bei dem Herumschleudern die Waffe aus der Hand fiel, war alles gerettet. Aber der Mann schien meine Gedanken zu ahnen.

„Sofort die Hände ans Steuer, oder ich schieße!“ drückte er mir ins Ohr. Ich gehorchte und hatte meine liebe Not, die Maschine wieder aufzurichten. Nachdem das geschehen war, flogen wir so niedrig über einer ganz ebenen Wiese, daß ich beschloß, hier sofort zu landen. Mein Flugzeug hatte dagegen anscheinend nichts einzuwenden. Als wir aber feststellten, daß die Wiese zu einem Gefängnis gehörte, zwang er mich mit vorgehaltenem Revolver, weiterzufliegen. Er gab dann selbst die Flugrichtung an, und so kam es, daß ich vollkommen aus dem Kurs geriet. Wir flogen und flogen manche Stunde. So oft ich es auch versuchte, mit dem Banditen diplomatische Verhandlungen anzuknüpfen — alle Bemühungen scheiterten an seiner Halsstarrigkeit. Langsam ging der Benetriebstoff zur Neige. Jetzt mußte die Entscheidung fallen. Ich suchte mir einen einigermaßen geeigneten Landeplatz aus, ging nieder und warf mich dann, kaum hatten die Räder den Erdboden berührt, auf den Passagier. Der hatte das nicht erwartet, setzte sich aber mit äußerster Kraft zur Wehr. Natürlich hielt ich meinen rechten Arm mit beiden Händen fest umklammert, damit er mich beim Feuer nicht treffen konnte. Er rief wilde Verwünschungen aus und entwickelte ungeahnte Kräfte. Aber ich war nun einmal der Stärkere. Ich konnte ihm nach langem Hin und Her die Waffe entwenden. Jetzt hatte ich gewonnenes Spiel. Keine zwei Minuten später lag der Mann übermüdet und gefesselt am Boden neben der Maschine und rang nach Luft. Jetzt sah ich mir seine Waffe an. Sie war tatsächlich scharf geladen und entschert.

Da von allen Seiten Neugierige herbeiströmten, die sehen wollten, warum hier ein Flugzeug notgelandet war, brauchte ich selbst die Polizei nicht zu rufen. Ein junger Mann nahm mir den Weg ab, und bald darauf sah mein sonderbarer Flugzeug hinter Schloß und Riegel. Das er eigentlich von mir wollte, ist mir ein Rätsel. Ich vermute, daß er geisteskrank ist! Auch der Polizei ist es bisher nicht gelungen, das Motiv an der unüberlegten Tat zu ermitteln. Der Flugzeug heißt Jack Hamerly und lebt in den dürftigsten Verhältnissen in Houston. Die Karte für den Flug nach Dallas hat er von seiner Arbeitslosenunterstützung bezahlt. Er selbst gibt an, daß er das Flugzeug entführen wollte, um sich damit eine Existenz zu begründen. Zweifelloß ein reichlich phantastischer Plan, der den Verdacht des Piloten bestätigt, daß es sich bei Hamerly um einen Geisteskranken handelt. Er ist zur Untersuchung seines Geisteszustandes in ein Gefängnis-Krankenhaus überwiesen worden. Dr. v. A.